

Die Universitäten öffnen sich dem Internet

«Open Access» verändert die universitären Publikationsverhältnisse

In wenigen Monaten soll an der Universität Zürich ein «Dokumenten- und Publikationsserver» aufgeschaltet werden, der möglichst alle an der Universität erbrachten Forschungen der Öffentlichkeit frei zugänglich macht. Weltweit gibt es 700 solcher Server.

Der akademischen Publikationsform «Open Access» gehört die Zukunft; darauf hat sich die Schweizer Bildungselite offenbar geeinigt. Im Dezember 2004 hat Zürich als erste Schweizer Universität die «Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen» unterschrieben, Anfang dieses Jahres sind ihr die wichtigsten Schweizer Wissenschaftsorganisationen, darunter der Nationalfonds, gefolgt. Das kämpferische Grundprinzip von «Open Access» lautet: Was mit öffentlichen Geldern an Universitäten geforscht wird, soll der Öffentlichkeit auch frei zur Verfügung stehen.

Unübersehbares Netz

Derzeit laufen an der Universität Zürich die Vorbereitungen für einen «Dokumenten- und Publikationsserver», der diesen Herbst aufgeschaltet werden soll. Auf diesem Server sollen möglichst alle an der Universität Zürich erbrachten Forschungen der Öffentlichkeit frei zugänglich gemacht werden. Sie soll die Texte kostenfrei herunterladen, drucken, kopieren, verteilen und auf jede legale Weise nutzen können. Der geplante Server wird das Herzstück aller «Open Access»-Bemühungen der Universität sein. Weltweit gibt es mittlerweile 700 solcher «institutioneller Server» und ein unüberschaubares Netz an Initiativen rund um das Prinzip «Open Access».

So sind die zwei «Open Access»-Leitlinien, welche die Universität Zürich zuhänden ihrer forschenden Mitglieder schon letztes Jahr festgelegt hat, auf der englischen Site www.eprints.org hinterlegt, die sich für «Open Access» einsetzt, eine Fülle an Informationen zum Thema bietet und vom «Open Access»-Vorkämpfer Stevan Harnad geprägt ist. Gemäss diesen Leitlinien erwartet die Universität Zürich von ihren Forschenden, dass sie «eine vollständige Fassung aller publizierten und begutachteten Artikel in diesem Dokumentenserver hinterlegen, sofern dem keine rechtlichen Bedenken entgegenstehen».

Bei letzterer Bemerkung geht es um Probleme des Urheberrechts: Bei Artikeln, die in herkömmlichen Fachzeitschriften publiziert werden, haben die Verfasser ihr Copyright in der Regel an die Verlage abgegeben und können daher die Texte nicht frei im Internet zugänglich machen. Darum «ermuntert» die Universität ihre Forschenden – so die zweite Leitlinie –, in einem «Open Access» Journal zu publizieren, «wo immer ein geeignetes vorhanden» sei. Diese Leitlinien könnten sich «umstürzlerisch» auswirken. Das wissen auch die Verantwortlichen, denn schon in der Berliner Erklärung heisst es: Es sei klar, dass «Open Access» «das Wesen des wissenschaftlichen Publizierens und des existierenden Systems der Qualitätssicherung grundlegend verändern» könne.

Wer den Umsturz plant, tut gut daran, eine Krise zu diagnostizieren. Der Zürcher Schlafexperte Alexander Borbély hat in seiner damaligen Funktion als Prorektor im Bereich Forschung

das Engagement der Universität Zürich für «Open Access» in den letzten Jahren massgeblich mitgestaltet und verweist auf die «unglaubliche Kostenexplosion», die im herkömmlichen System stattgefunden habe: «Das ist ein Trend, der so nicht mehr weitergehen kann.» Nach herkömmlichem System werden Forschungsergebnisse in Zeitschriften publiziert, welche die Universitäten abonnieren. Diese Abonnemente sind nicht nur teurer geworden, während der Spardruck auch auf die Universitäten ständig steigt, sondern es kommen auch immer mehr Publikationsorgane dazu. Denn wie Arlette Piguet, Mitarbeiterin der ETH-Bibliothek Zürich, an einem Vortrag kürzlich zu bedenken gab: 90 Prozent aller jemals tätigen Forscherinnen und Forscher leben in der Gegenwart.

Doch der Durchbruch von «Open Access» lässt, wie kürzlich im Rahmen eines Workshops zu «E-Archiving» festgestellt wurde, noch auf sich warten. So befinden sich auf den 700 Servern weltweit im Schnitt nur erst je 100 Dokumente. Piguet prognostizierte in ihrem Vortrag denn auch ein Nebeneinander von herkömmlichem und digitalem Publizieren. Sie stellte am Rande der Veranstaltung fest, es sei auch eine «Generationenfrage». Auch Borbély und Ingeborg Zimmermann, Co-Leiterin des Zürcher Projektteams «Dokumenten- und Publikationsserver», haben an einer Orientierung Anfang Jahr betont, dass noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten sei.

Hohe Qualitätsansprüche

Der aus wissenschaftlicher Perspektive gewichtigste Einwand gegen «Open Access» ist die Beliebbarkeit. Christian Fuhrer, Neurobiologe und derzeit Mitarbeiter Zimmermanns im Projektteam «Dokumentenserver», hält im Gespräch mit der NZZ jedoch fest: «Wir wollen Qualität.» Auf dem Server sollen nur Artikel publiziert werden, die ein herkömmliches «Peer Review» durchlaufen haben. Eine niederländische Website mit dem sprechenden Namen www.creamofscience.org kann heute schon veranschaulichen, mit welchem Qualitätsanspruch die Bemühungen der Universität Zürich verbunden sind. Die niederländische Website präsentiert sich als «die Vitrine der prominenten niederländischen Forschung». Alle niederländischen Universitäten sind beteiligt; rund 200 Forscherinnen und Forscher sind aufgelistet, und die Plattform gibt Zugang zu mittlerweile 42 000 Artikeln, wobei anzumerken ist, dass nur 60 Prozent dieser Texte im Volltext zugänglich sind – der Zugang zu den restlichen Texten sei «unglücklicherweise» urheberrechtlich blockiert, heisst es vielsagend auf der Site.

Laut Fuhrer ist das niederländische Modell einzigartig, weil landesweit. In den meisten restlichen Ländern spielen sich die Initiativen in kleinerem Rahmen, meist innerhalb einer einzelnen Institution ab. Dass dies in der föderalen Schweiz nicht anders ist, kann nicht erstaunen, so unterhält die ETH schon länger einen eigenen Server, auf dem mittlerweile 6700 Dokumente zugänglich sind. Nun bleibt abzuwarten, wie und in welchem Tempo es ab Herbst an der Universität Zürich zu der angestrebten Umgestaltung der Publikationsverhältnisse kommt.

Villő Huszai